Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 62 (1968)

Heft: 2

Artikel: Die Predigt des Evangeliums in der veränderten Welt : Referat auf einer Tagung der Rheinischen Missionskonferenz in Düsseldorf : das Evangelium für die Armen ; Die Verleugnung der Armen ; Die Christenheit und die Verleugnung des Friedens ; Mission als O...

Autor: Rasker, Albert J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-141413

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Predigt des Evangeliums in der veränderten Welt

Referat auf einer Tagung der Rheinischen Missionskonferenz in Düsseldorf

Das Evangelium für die Armen

Camillo Torres, ein junger katholischer Priester aus einer aristokratischen Familie in Kolumbien, ein glänzender Theologe und Prediger, der schon vor seinem dreissigsten Lebensjahr Professor an der Universität in Bogota wurde, legte 1965 sein Priesterkleid ab, wurde Leiter einer revolutionären «Vereinigten Front» und Kommandant in der Nationalen Befreiungsarmee, die einen Guerillakrieg gegen die herrschenden Gruppen führte. Einige Monate später — vor zwei Jahren wurde er in einem Gefecht mit Regierungstruppen getötet.

Eine niederländische Zeitung meinte hierzu: «Unvermeidlich stellt sich die Frage, was diesen eifrigen und brillanten Theologen dazu geführt hat, statt der Botschaft von Frieden und Liebe, auf welche er sich einmal für sein Leben verpflichtet hatte, sich dem revolutionären Guerillawerk von Mord und Totschlag zu widmen.»

Die Zeitung findet auf diese Frage keine Antwort, sie schreibt nur: «Vielleicht hat das Elend, in dem viele seines Volkes leben, sein Herz so schwer gemacht, dass er in Verzweiflung den Kopf verlor — und sein Leben.»

Der Methodistenpfarrer Emilio Castro aus Uruguay stellte vor drei Jahren die Frage: «Wie kann es Frieden geben in der Welt, wenn in meinem Kontinent, Lateinamerika, im Abstand von 42 Sekunden ein Kind Hungers stirbt!»

In einem der Vorbereitungsbände der Weltkirchenkonferenz «Kirche und Gesellschaft», Genf 1966, erinnerte Professor Richard Shaull, auch aus Lateinamerika stammend, daran, dass Israels Gott nach dem Zeugnis des Alten Testaments derjenige ist, der das elende Volk bei seinem Recht erhält und die Ausbeuter erniedrigt. Die Kirchen aber haben, so schreibt Professor Cardenas aus Columbia, ein Unvermögen gezeigt, zu den nötigen Veränderungen beizutragen; wenn sie sich jetzt auch auf die Seite des Fortschritts gestellt haben, der Konservativismus bei den Katholiken und der Individualismus bei den Protestanten wirkten lähmend; Religion sei deshalb für die Gruppen, die nach sozialer Gerechtigkeit streben, in unseren Tagen nicht weniger als im 19. Jahrhundert, eine unwichtige Sache.

Was wollen wir da noch mit unserer Mission?

Wenden wir uns einen Augenblick der Geschichte der christlichen Mission zu. «Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!» hat der Auferstandene seinen Jüngern gesagt. Es ist gut, uns daran zu erinnern, was dieses «Gleich wie» alles umfasst: es fängt im Lukasevangelium an mit der Verkündigung der Frohen Botschaft an die Armen und geht dann weiter den Weg des Kreuzes und der Auferstehung und ist erfüllt von der Erwartung des Reiches des wahren Friedens, der wahren Gerechtigkeit und der wahren Freiheit.

Die erste Gemeinde hat aus dem Bewusstsein gelebt, mit dieser Botschaft und der daraus folgenden Tat in die Welt gesandt zu sein. Die Gemeinden waren geachtet und geächtet; fremd in der Welt gaben sie der Liebe doch gute Hoffnung; sie ertrugen die Verfolgung in der Erwartung der Zukunft ihres Herrn und waren gerade deshalb eine Macht zur Erneuerung menschlichen Lebens.

Seit der Bekehrung Kaiser Konstantins glaubte der Kaiser, seinem Glauben auch politische Gestalt geben zu müssen; er war darin wohl beraten, denn wie hätte er sonst ernsthaft Christ sein können! Aber dann wurde im sogenannten Corpus Christianum jahrhundertelang der Sinn und der Unsinn des theokratischen Denkens und der theokratischen Missionsmethode sichtbar. Die Mission wurde sogar eine militärische Sache; beinahe eineinhalb Jahrtausende lang unterwarf sie sich in Christi Namen viele Völker der Welt — von den Sachsenkriegen Karls des Grossen bis in die katholische und protestantische Kolonialzeit, welche bis vor wenigen Jahrzehnten gedauert hat. War das wirklich der Weg des Evangeliums in die Welt?

Sicher haben die Eroberer ihr Unternehmen so verstanden, aber in ihrer Ideologie und Praxis war die Vermischung des Evangeliums mit der Bosheit und dem Egoismus des natürlichen Menschenherzens allzu offensichtlich — und die Unterworfenen haben das sehr gut gespürt.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als durch Aufklärung und Französische Revolution wenigstens grundsätzlich das Ende des Corpus Christianum gekommen war, entwickelte sich auch die Trennung zwischen Mission und Kolonialpolitik: individualistische Mission auf der einen Seite — Kolonialpolitik auf der anderen. Man pflegt das in unseren Tagen sehr zu begrüssen, aber es war nicht nur ein Gewinn, denn die nunmehr auf sich selbst gestellte Missionsarbeit wusste zu wenig davon, dass das Evangelium auch und direkt mit der Änderung der Verhältnisse in der Welt zu tun hat.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fanden die missionierenden Kirchen den Mut, die Politik wieder ernst zu nehmen, und sie taten das erstens, indem sie sich mit der Revolution der Entkolonisierung einverstanden erklärten, und zweitens, indem sie die Selbständigkeit der Kirchen in den ehemaligen Kolonien anerkannten und respektierten. Aber mehr: eine Periode, in welcher man sich fragt, ob sie vergleichbar sei mit der Lage der Kirchen in den ersten Jahrhunderten, stellte sich ein; das stimmt aber *nicht,* denn wir blieben stehen unter der schweren Last unserer Vergangenheit. Die Welt hat in der Kirche zu wenig mit einer Bewegung zu tun, die den Armen und Elenden Hoffnung und Hilfe bietet, und zu viel mit einer Bewegung, von welcher sie schlecht vergessen kann, dass sie allzusehr mit den Mächten der Welt verbunden gewesen ist und dass ihr Konservativismus immer noch stärker ist als der Mut zu ganz neuem Denken und ganz neuen Konsequenzen.

Die Verleugnung der Armen

Die Verquickung, die Osmose zwischen Evangelium und Heidentum (v. Ruler) oder besser: zwischen Evangelium und dem unbekehrten Menschenherzen hat, wie wir sahen, die Christenheit jahrhundertelang mehr

zu einem Objekt der Angst und der Abscheu als zu einem Zeichen der Hoffnung in der Welt gemacht. Es ist wohl die Feststellung gemacht worden, dass die christlichen Völker in ihrer relativ kurzen Geschichte mehr Blut vergossen und Grausamkeiten verübt haben als alle anderen Völker zusammen, solange die Welt besteht. Wir aber haben durch die theologische Lehre vom gerechten Krieg bisher alle unsere Kriege — ohne Ausnahme — zu rechtfertigen gewusst; es ist kein Krieg gewesen, gegen welchen die Kirchen oder die Theologie sich einmütig erhoben hätten, die causa für injusta (ungerecht) und den modus für injustus erklärend.

Während aber das Christentum jeden Krieg zu rechtfertigen gewusst hat, hat es sich gegen fast jede Revolution gewandt. Das will sagen: es hat immer sich selbst und seinen status quo behauptet gegen jeden umwälzenden Angriff sowohl von aussen als auch von innen. Bezeichnend ist, dass nach dem Bauernkrieg und dem Aufstand der Wiedertäufer die Bekenntnisschriften der Reformationskirchen alle ein Anathema (Verwerfung) gegen diejenigen enthalten, die die bestehenden Regierungen und Gesellschaftsordnungen umwerfen wollen. Als dann in späteren Jahrhunderten echt säkulare Revolutionen entstanden wie die französische 1789 und die russische 1917, hatte die Christenheit ein verstärktes Argument — oder Alibi? — für ihre antirevolutionäre Gesinnung, nämlich im theoretischen Atheismus dieser Bewegungen. Sie vergass aber dabei, dass diese Bewegungen eine Gegenbewegung waren gegen den praktischen Atheismus, welchen die Armen der Welt jahrhundertelang seitens der Christenheit hatten erfahren müssen.

Merkwürdigerweise hat nun aber die Christenheit — mit nur wenigen Ausnahmen — eine dritte Revolution, die der in unseren Jahren stattfindenden Befreiung der kolonisierten Völker, als eine gute Sache angesehen. Aber man übersah gerne dabei, dass sie auf den Schultern der beiden anderen Revolutionen steht — der französischen und der russischen; mit den Folgen der französischen hatte man sich zwar abgefunden und sie sogar in die Programme christlicher Parteien verarbeitet, aber die russische ist für die Christenheit ein Angsttraum geblieben: Wir wollen zwar die Befreiung des Volkes und die Hilfe an die Armen, aber nur, wenn sie ihr Leben nach unserem Modell einzurichten bereit sind!

Wir haben zu bedenken, dass Konterrevolution immer grausamer gewesen ist als Revolution, und sie muss das wohl sein, weil sie sich gegen das Gefälle der geschichtlichen Entwicklung stellt, weil sie Angst hat vor den radikalen Änderungen, die fällig sind; man klammert sich an das, was ist, aus Angst vor dem, was kommen könnte; der Mut, es mit Gott zu wagen, der immer ein Neues machen will auf der Erde, bekommt keine politische Gestalt, weder in der heutigen frommen noch in der verweltlichten Christenheit.

Daraus erklärt sich die Grausamkeit, mit welcher der Bauernaufstand niedergeschlagen wurde; dadurch entstand in unserer Zeit der Antikommunismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, sagen wir zum Beispiel: im Nationalsozialismus, im amerikanischen Vietnamkrieg und in der

präventiven Konterrevolution in Indonesien. Es ist interessant, zu bemerken, und eine Warnung, dass die Inhumanität der konservativen Kräfte in all diesen Fällen unvergleichlich viel grösser gewesen ist als die Inhumanität der Revolutionen selber.

Die Christenheit und die Verleugnung des Friedens

Wie Sie wissen, wurden die ersten amerikanischen Atombomben geplant für den Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland. Es gibt viele gute Gründe, anzunehmen, dass der Einsatz der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki strategisch unnötig war; der Sinn des Einsatzes war vielmehr eine Warnung an das kommunistische Russland und somit weniger das Ende des Zweiten als der Anfang des Dritten, zunächst noch kalten Weltkrieges. Die Aufrüstung der USA mit Atomwaffen und Wasserstoffbomben, von Dulles und Truman vorangetrieben und seitdem perfektioniert, war eine Ausgeburt der Angst vor dem Kommunismus — und als Antwort darauf hat die Sowjetunion eine ähnliche, obzwar nach amerikanischen Angaben wesentlich geringere atomare Aufrüstung betrieben.

Die Sinnlosigkeit dieser Rüstung ergibt sich schon daraus, dass sie dasjenige, was sie schützen soll, nur vernichten kann; der Vorrat dieser Waffen umfasst bereits das 25fache dessen, was nötig ist, um die ganze Menschheit auszurotten («Overkill-Power»).

Dennoch geht diese Rüstung immer weiter. Für uns im Westen wie für die Völker in Osteuropa ist es Anlass zu grösster Beunruhigung, dass die Bundesrepublik im Geiste des Kalten Krieges auch für Europa eine niedrige «Atomschwelle» und Planung einer atomaren Vorwärtsverteidigung verlangt.

Heutzutage ist die antikommunistische Hysterie — dieser Ausdruck stammt nicht von mir, sondern vom Weltkirchenrat, Evanston 1954 — in bezug auf Russland fast verschwunden, um aber zur gleichen Zeit in der Gestalt der Angst vor den Chinesen neu zu erwachen.

Es mag also für uns tröstlich sein, dass ein eventueller Atomkrieg in Europa zurzeit wenig wahrscheinlich ist, im Weltmassstab ist es aber nicht weniger gefährlich, dass die Drohung sich in Richtung China verlagert hat. Der enorme Ring aus Militärbasen und Kriegsschiffen, welchen die USA um China eingerichtet haben, umfasst auch Atomwaffen, so z. B. den Flugzeugträger «Entreprise», der vom Nordatlantik in den Golf von Tonking verlegt wurde und dessen Bombenflugzeuge in Nordvietnam operieren. Er ist begleitet von 13 Atomunterseebooten, von denen einige mit Polarisraketen ausgestattet sind. Jede solche Polarisrakete trägt eine Wasserstoffbombe, die 800mal stärker ist als die Hiroshima-Bombe. Der Krieg in Vietnam, der sowieso dazu dienen soll, die südostasiatischen Staaten vom Kommunismus und von freundschaftlichen Gefühlen für Kommunistisch-China abzuschrecken, hat also die Möglichkeit einer Ausdehnung mit dem Einsatz solcher Waffen durchaus in sich.

Nun ist man allgemein der Überzeugung, dass wir diese Waffen nicht besitzen, um sie einzusetzen, sondern nur, um abzuschrecken. Aber beden-

ken wir wohl, es handelt sich um eine Abschreckung mit einer 25fachen «Overkill-Power»! In solchem Gedankengang liegt ein Fehler; wenn nämlich unser zu erwartender Gegner wirklich und effektiv abgeschreckt werden soll, so handelt es sich nicht um den blossen Besitz von Atombomben, wir müssen sie vielmehr in unsere Strategie einplanen, die aggressive Vorwärtsverteidigung vorbereiten, Offiziere und Soldaten an diesen Waffen ausbilden und ihnen die unentbehrliche ideologische Bereitschaft zum Einsatz vermitteln. Vor dem Atomkrieg schrecken wir zwar noch zurück. Aber wenn wir auch keine nuklearen Waffen einsetzen, müssen wir wenigstens andere Waffen praktisch erproben, deren Auswirkung die Schrecklichkeit derjenigen der kleineren Atombombe schon ziemlich nahesteht oder vielleicht sogar übertrifft — wie in Vietnam, wo das reichste und mächtigste Land der Welt sich seit Jahren anstrengt, ein kleines und armes Volk zu unterwerfen, um sein Land in die eigene antikommunistische Strategie einplanen zu können. Gegenwärtig kostet der Vietnamkrieg die USA täglich 65 Millionen Dollar (280 Millionen Franken). Welche Ironie: wenn diese Beiträge an die Bevölkerung ausgeteilt oder zu ihrem wirtschaftlichen Aufbau verwendet würden, wären die Vietnamesen jetzt nach den USA das wohlhabendste Volk der ganzen Welt.

Die westliche Ideologie geht davon aus, dass hier gekämpft wird gegen den gottlosen und inhumanen Kommunismus für die Erhaltung des christlichen Erbes und der Humanität. Was faktisch geschieht, ist, dass die Asiaten in dem, was ihnen widerfährt, nur die scheusslichste Gottlosigkeit und Inhumanität sehen können und dass sie zu ihrem Entsetzen gerade von jener westlichen Nation, die einst den Antikolonialismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte, einen neuen Kolonialismus in einer schrecklicheren Gestalt erleben, als jemals zuvor. Und wie diese Asiaten denken die anderen, sogenannten farbigen Völker der Welt, die Afrikaner und die Lateinamerikaner: alle Wirtschaftshilfe und alle Freiheitsversprechen und alle christliche Mission können das nicht verhindern! Das Evangelium, das Christentum, wird von den Armen der Welt nicht mehr erfahren als eine Verheissung «zur Heilung der Völker» «eis Therapien toon ethnoon», Offenbarung 22, 2). Im Gegenteil!

Wenn wir nun aber ein Nein gegen diese Aufrüstung und gegen diesen Vietnamkrieg sagen, sollten wir wissen, dass ein solches Nein durch ein Ja getragen werden muss. Dieses Ja ist — politisch gesprochen — die Koexistenz. Im Bericht des Weltkirchenrates von Evanston 1954 wurde das Wort «Koexistenz» zwar vermieden, aber die Sache befürwortet, und wurden die Kirchen aufgerufen, durch gegenseitige Besuche und durch den Dienst der Versöhnung ein Beispiel zu geben. In ähnlichem Sinne sprach Papst Johannes XXIII. davon, dass der wahre Friede nur bestehen kann auf der Basis gegenseitigen Vertrauens. Er sprach sich dafür aus, dass die Beziehungen der Völker nicht auf Angst, sondern auf Liebe gegründet sein sollten.

Politisch ist das eine kaum erfüllbare Forderung, weil Politik nun einmal nur in Machtbegriffen gedacht werden kann. Aber das Evangelium befreit uns von der Verzweiflung, die im Vertrauen auf unbeschränkte Macht

die einzige politische Möglichkeit sieht. Das Evangelium befreit uns zu anderen Wegen und Mitteln, unserem Nächsten zu begegnen. Die Kirche ist gerufen, aus der Verheissung des Evangeliums, aus Liebe und Vertrauen, mitten in der Welt ökumenisch zu koexistieren und so den Völkern und ihren Regierungen gleichsam exemplarisch Mut zum Experiment der Koexistenz zu machen.

Dazu gehört vor allen Dingen, dass wir es wagen, mit dem Andern zu verkehren in seinem Anderssein, auch in seinem uns befremdenden radikalen Anderssein. Es gehört dazu, dass wir den Mythos, mit dem unsere Vorstellungen vom Andern umgeben sind, durchschauen und den Mut finden zu einer besseren, sachlichen Information. Damit haben einige, die als Christen Russland besuchten in der Zeit des Kalten Krieges, schon einen Anfang gemacht. Dazu gehört auch das politische Schuldbekenntnis. Bedenken wir, wie sehr unsere wesentliche Angst vor einer russischen Aggression eine Projektion sein könnte von unserem eigenen bösen Gewissen über das, was Russland im Laufe der Jahrhunderte an westlicher Aggression hat erfahren müssen; bedenken wir, dass jetzt unsere Angst vor der Aggressivität Chinas gleichfalls Projektion unseres bösen Gewissens sein könnte über das, was China namentlich in den letzten 150 Jahren an Erniedrigung und Beleidigung vom Westen hat hinnehmen müssen.

Und wenn jetzt ein wesentlicher Teil der farbigen Welt, welche ebenfalls eine Welt der Erniedrigten und Beleidigten ist, in China ein Beispiel sieht, wie ein armes Volk ohne äussere Hilfe aus eigener Kraft aus seiner Armut emporkommen kann, so sollten wir Christen unseren Freunden im Westen sagen, dass wir mehr Grund haben, uns darüber zu freuen und diesem Aufstieg wenigstens unsere Sympathie entgegenzubringen, als uns und unsere Interessen dadurch bedroht zu fühlen.

Mission als Ort der politischen Bekehrung

Die Welt hungert nach Frieden, Glück, Liebe, Freiheit von Hunger, Krankheit, Armut und Terror. Das ist das erste, das wir wissen sollten, wenn wir Koexistenz üben wollen. Es kommt nicht in erster Linie auf Koexistenz mit Ideologien an, sondern auf Koexistenz mit dem Menschen in Not. Wenn die Christen nicht solidarisch sind mit den Hungernden, sind sie solidarisch mit den Satten. Wenn die Christen nicht solidarisch sind mit den Verworfenen der Erde, sind sie solidarisch mit den Ausbeutern. Einen Zwischenweg gibt es nicht.

Es kann sich dabei, wie auf der Genfer Konferenz im Juli 1966 klar geworden ist, um ganz praktische Fragen handeln, z. B. darum, dass vielen Entwicklungsländern mehr geholfen wäre mit Stabilisierung der Rohstoffpreise ihrer Produkte auf dem Weltmarkt als mit finanziellen Zuwendungen unter dem Namen Entwicklungshilfe. Es ist schon manchmal gesagt worden, dass die Unsicherheit und das allmähliche Sinken der Rohstoffpreise ihnen mehr Schaden bringt, als alle Entwicklungshilfe ihnen genützt hat. Wenn wir schon wegen unserer kolonialen Vergangenheit Grund zum Schuldbekennen haben, so sollten wir bedenken, dass diese Schuld für unsere

Generation nicht so sehr eine ethische Schuld («culpa») als vielmehr eine wirtschaftliche Schuld («debitum») ist; wir schulden diesen Völkern das Aufgeben unseres Eigennutzes, damit auch sie endlich einmal eine lebenswerte, menschliche Existenz aufbauen können. Das ist wohl das wenigste, das wir ihnen schenken können. Es greift aber tief, denn es bedeutet die Bereitschaft, unser liberales Gesellschaftssystem nicht länger so hoch zu schätzen und es wenigstens von einigen entscheidenden Elementen der sozialistischen Gesellschaft korrigieren zu lassen.

Die Christen sind lange genug militärisch und antirevolutionär gewesen; es ist an der Zeit, dass sie es wagen, antimilitaristisch und revolutionär zu sein. Wir müssen damit aufhören, Kriege zu rechtfertigen unter Berufung auf ihre «causa justa» und ihren «modus justus», die es nie oder äusserst selten gegeben hat. Wir sollten statt dessen über die «causa justa» und den «modus justus» der Revolutionen nachdenken, und zwar nicht in dem Sinne, dass man sie nachträglich, nach 100 oder 150 Jahren, rechtfertigt, wie man es mit der Französischen Revolution gemacht hat, sondern so, dass man jetzt am revolutionären Streben des Volkes nach Gerechtigkeit nicht nur Interesse, sondern auch Anteil haben will.

Zu bedenken wäre, was Shaull im Vorbereitungsband zur Genfer Konferenz «Kirche und Welt» 1966 sagt: «Revolutionen sind im Grunde für Gerechtigkeit». Hannah Arend würde sagen: «für Freiheit».

Was wir soeben in Übereinstimmung mit der Genfer Konferenz von 1966 angedeutet haben, ist nichts weniger als ein Aufruf zu einem radikalen Umdenken in der Christenheit, ein Aufruf zu einer neuen Reformation der Kirche, die bereit wird, sich von überkommenen Traditionen zu lösen und auf die radikalen Fragen unserer Zeit radikale Antworten zu geben.

So wie Bonhoeffer gesagt hat, dass die Kirche der Ort des Schuldbekennens ist, so könnte es jetzt an der Zeit sein, zu sagen, dass die Kirche der Ort ist, wo die politische Bekehrung («metanoia»), das politische und wirtschaftliche Umdenken stattfindet. Denn wenn sie ernst damit macht, dass das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist, dann beinhaltet das auch die Verkündigung neuer Hoffnung für die Armen der Erde, für die, die da hungern nach Gerechtigkeit, die wir nicht auf zukünftiges oder überirdisches Heil vertrösten, sondern denen wir jetzt auf dieser Erde zu ihrem Recht verhelfen sollen. Weil es der Herr ist, der Recht schafft denen, die Gewalt leiden, der die Hungrigen speist, der die Gefangenen erlöst.

Wenn wir uns dabei entfernen von den Ideen aus der überkommenen christlichen Vergangenheit unserer kulturellen und politischen Vorstellungen und uns denen des Marxismus nähern, so sollen wir uns nicht darum Sorge machen, dass die Marxisten Atheisten sind — denn sind sie nicht darum theoretische Atheisten geworden, weil wir so lange in unserer Praxis gottlos gewesen sind?

In diesem Sinne darf die Mission ein Züruckfinden nach der rechten Weltlichkeit des Evangeliums sein. Es ist Gott um diese Erde und um die Menschlichkeit des menschlichen Lebens auf dieser Erde zu tun!

Man redet heutzutage viel vom Verhältnis zwischen Mission und zwi-

schenkirchlicher Hilfe (Interchurch Aid), aber das eigentliche Problem könnte damit noch umgangen sein. Es sollte etwas ganz Neues geschehen; wir brauchen Mut zu neuen Perspektiven unseres Seins in dieser Welt. Und da wird sich ein Wunder ereignen:

Erstens: Unser ganzes persönliches Problem, dass es uns eigentlich an Glauben fehlt, wird weniger wichtig werden. Wenn wir uns senden lassen, wie der Vater den Sohn sandte — einfach in die Welt hinein, und in der Freiheit des Evangeliums, frei von allen Banden der Vergangenheit sagen und tun, was Er uns zu sagen und zu tun gibt, dann wird uns der Glaube auf diesem Wege als Geschenk zufallen.

Zweitens: Wenn es uns nicht darum zu tun ist, die Völker für unseren Glauben zu gewinnen, sondern nur darum, ihnen in ihren gerechten Forderungen beizustehen im Namen unseres Herrn, dann braucht uns die Frage, ob sie unseren Glauben annehmen werden, keine Sorge zu bereiten; die können wir dem Herrn ruhig überlassen.

Aus diesem Grunde begann ich mit dem Leben und Tod des lateinamerikanischen Priesters Camillo Torres. Nun am Schluss kann ich fragen: hat er, indem er sein Priestergewand ablegte und sich zu den Guerillas gesellte, seine Verpflichtung auf das Evangelium der Liebe verleugnet, oder hat er sie in wahrem Sinne erfüllt? Und ist er darin nicht uns zu einem Zeichen geworden, das wir nicht übersehen, zu einem Zeugnis, das wir nicht überhören sollten? Wenn es uns zu tun ist um die rechte Predigt und das rechte Bezeugen des Evangeliums in der sich verändernden Welt?

Albert J. Rasker

Mit freundlicher Zustimmung des Verfassers und Genehmigung des Verlages, der «Stimme der Gemeinde» vom 1. Februar 1968 entnommen. *Red.*

In memoriam Lida Gustava Heymann

In herzlicher Dankbarkeit werden wir am 15. März 1968 — ihrem 100. Geburtstag — einer grossen Führerin gedenken, die viele Frauen in Deutschland und im Ausland, wo immer lebendiger, weltoffener Geist, weltweiter, kraftvoller und beharrlich selbstloser Einsatz für Gerechtigkeit und Freiheit, für Frieden und Menschenwürde am Werk sind, entscheidend beeinflusst hat.

Lida Gustava Heymann schliesst ihre Memoiren mit dem Ausruf «Die Welt ist schön!» *Ist* sie schön? *War* sie schön zu den Lebzeiten Lida Gustava Heymanns (1868 bis 1943)? Sie war Optimistin, es ist wahr. Aber sie unterlag nicht der Selbsttäuschung, der viele Optimisten anheimfallen. Im Gegenteil: sie besass ein feines Unterscheidungsvermögen, einen Scharfsinn, der sie stets abwägen liess und um den viele ihrer Freunde sie beneideten; denn ihnen eignete nicht der Mut zu sich selbst, den Lida Gustava Heymann in grossem Masse besass, der Mut, sich zu ihren Ansichten und Entscheidungen zu bekennen; denn ihnen fehlte die innere Sicherheit, auf die Lida Gustava sich stets verlassen konnte. Diese Zentralkraft gab ihr die Würde